

USCHI GLAS
HERZENS
SACHE
VOM GLÜCK,
GEBRAUCHT
ZU WERDEN

adeo

*Für meinen Mann Dieter Hermann,
der immer an meiner Seite steht
und ohne den vieles, von dem ich in diesem Buch berichte,
nicht denkbar gewesen wäre.*

Inhalt

1	Das kann doch nicht sein!	7
2	Hunger kennt keine Zukunft	24
3	Dunkelrotes Papier mit silberner Schrift	49
4	Rollenwechsel	72
5	Gegenwind und Rückenwind	94
6	Der Professor und die Fliege	104
7	Verschenkte Zeit	127
8	Alles auf Anfang	152
9	Bin ich im falschen Film?	164
10	Der 102-Jährige, der den Einbrecher überrascht	183
11	Es gibt nichts Gutes, außer man tut es	198
	Vita	217

Kapitel 1

Das kann doch nicht sein!

Es ist ein strahlend schöner Herbsttag, die Luft ist klar und die Sonne noch einmal sommerlich warm. Ich fahre im Auto die Ludwigstraße entlang. Auf den breiten Gehwegen sehe ich lachende, fröhliche Menschen, die schlendernd ein Eis essen, die Cafés sind brechend voll. Wie so oft denke ich: München ist eine der schönsten Städte. Und was für ein großes Glück ich doch habe, hier zu Hause sein zu dürfen. Im Radio läuft gute Musik – ich bin mit mir und der Welt im Reinen. Danach beginnt eine Reportage, anfangs höre ich gar nicht richtig hin. Doch dann dringt ein Wort in mein Bewusstsein: dreitausend. Diese Zahl trifft mich in meinem Innersten und löst mein wohliges Gefühl schlagartig auf. Mir laufen Tränen übers Gesicht.

Dreitausend.

In München gehen jeden Tag dreitausend Grundschul Kinder hungrig in die Schule; das ist die Nachricht, die ich im Radio gehört hatte. Fast jedem dritten Kind zwischen sechs und zehn Jahren knurrt während des Unterrichts der Magen, weil es kein Frühstück bekommen hat. Das kann doch nicht sein!

Zuerst ist es nur eine Zahl. Doch dann stelle ich mir die 3 000 Kinder vor, die morgens hungrig in den Klassenzimmern sitzen. Wahrscheinlich sind es sogar mehr, vielleicht insgesamt

5000, wie der Journalist erwähnte. Allein in München! Direkt vor meiner Haustür.

Bis zu jenem Tag im Herbst 2008 habe ich gedacht, dass ich mich in München sehr gut auskenne. Hier bin ich seit 50 Jahren nahezu jeden Tag unterwegs. Irgendwie hatte ich bis dahin den Eindruck, dass die Münchner Welt noch ziemlich in Ordnung ist – auch wenn ich weiß, dass es natürlich auch das eine oder andere Problem gibt.

Und dann höre ich im Radio, dass es in dieser Stadt Hunger gibt. Dass sechs- bis zehnjährige Kinder, umgeben von Wohlstand, jeden Tag Hunger leiden müssen. Unfassbar! Das kann ich nicht einfach zur Seite schieben oder außer Acht lassen. Ich kann es überhaupt nicht glauben. Nein, ich will das nicht glauben! Und doch weiß ich tief im Herzen: Es ist ja wahr! Das stimmt tatsächlich!

Der Radiobeitrag sagt es ganz deutlich: Es geht nicht etwa darum, dass die Kinder in der Schule ein wenig Appetit auf eine Zwischenmahlzeit haben, sondern dass sie ihren ganzen Schultag ohne Frühstück und ohne Pausenbrot bestehen müssen. Ihnen wird vor Hunger schlecht, und sie müssen mit einem elenden Schwächegefühl zusehen, wie der Klassenkamerad in der Pause sein Butterbrot verdrückt. Und das in dem Bewusstsein, dass es auch morgen und übermorgen so sein wird. Denn es ist doch klar: Diese Schüler haben nicht nur vormittags Hunger. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass auf ein Kind, das morgens ohne Frühstück aus dem Haus gehen muss, beim Nachhausekommen ein Mittagessen wartet?

Ich war von der Nachricht im Bayerischen Rundfunk nicht einfach nur betroffen. Ich war von Grund auf erschüttert. Diese

kurze Radioreportage hat mein Leben verändert. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum das so war.

Von klein auf habe ich mitbekommen, wie hart es sein kann, wenig zu haben. Meine ersten Erinnerungen fallen in die unmittelbare Nachkriegszeit. Die amerikanischen Besatzer hatten damals für uns die sogenannte „Schulspeisung“ organisiert. Ich war damals noch kein Schulkind, durfte mich aber ebenfalls einreihen. Meine älteren Geschwister haben mich mitgenommen. Auf dem Platz gleich neben dem Kino meiner Heimatstadt Landau an der Isar köchelten in gigantischen Töpfen Eintopf und Corned Beef. Wir Kinder aßen unter offenem Himmel. Ich habe nie den erdigen Geruch der dicken Erbsensuppe vergessen, der mich warm umhüllte, wenn ich in der Schlange vor dem riesigen Kessel stand.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, kommt mir eine kleine Begebenheit in den Sinn. Manchmal reicht ein Klang aus, ein Geruch – oder auch nur der Gedanke an einen Geruch –, um scheinbar längst Vergessenes, einen winzigen Erinnerungsfetzen, wieder ins Bewusstsein zu spülen: Ich stehe in einem Wintermantel, aus dem ich eigentlich schon herausgewachsen bin, mit meinem Schälchen Erbsensuppe auf dem Platz. Meine Mutter hat den Mantel an den zu kurzen Ärmeln mit einem Webpelzchen verlängert, damit meine Handgelenke warm sind. Und genau auf diesen Pelz habe ich ein wenig Suppe verschüttet. Der schöne Besatz ist mit Suppe verklebt, zwischen den feuchten

Zotteln kleben ein paar dicke Erbsen. Ich schäme mich fürchterlich für meine Ungeschicklichkeit.

Am besten waren in jener Zeit die Care-Pakete. Wann immer eins für unsere Familie ankam, war das ein Festtag. Schon der Duft, der das Paket umwehte, war unwiderstehlich: Wir Kinder rochen sofort den Kakao und die Schokolade heraus. So, wie ich die Maserung des Familientischs, auf dem die Pakete ausgepackt wurden, noch genau vor Augen habe, ist auch dieser ganz besondere Wohlgeruch in mir gespeichert, verbunden mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit über die Großherzigkeit fremder Menschen. Wir bejubelten alles, was da beim Auspacken zum Vorschein kam: Dosen mit Baked Beans, Cadbury-Schokolade und andere Herrlichkeiten. Meine Schwester Heidi liebte ganz besonders das Milchpulver; wenn sie konnte, aß sie es sogar pur. Eines Tages steckte sie sich genüsslich einen großen Löffel davon in den Mund, aber der Klumpen blieb in ihrem Hals stecken. Sie hustete und hustete und bekam kaum noch Luft. Hektisch klopfen wir ihr auf den Rücken, bis sie die klebrige Masse endlich loswurde. Das war ein Riesenschreck für uns alle. Von diesem Tag an war sie etwas vorsichtiger mit ihrer „Lieblingsspeise“.

Und einmal erfüllte so ein Care-Paket sogar meinen sehnlichsten Herzenswunsch.

Ich wollte immer eine eigene Puppe haben. Keine, die ich von meinen Schwestern Sigrid und Heidi geerbt hatte, sondern eine, die wirklich nur mir ganz allein gehörte. Und auch keine selbst

gemachte, so wie meine Mutter sie für meine Schwestern nähte, mit einem Körper aus Stoff, gefüllt mit alten Strümpfen. Man konnte diese Puppen zwar richtig gut an sich drücken, weil sie herrlich weich waren. Aber die Puppe meiner Träume sah einfach anders aus: Ich wollte unbedingt eine richtige Schildkröt-Puppe haben, eine aus dem Laden, so wie die Nachbarskinder auch. Eigentlich dumm, denn mit ihren harten Zelluloidkörpern waren die nicht so richtig zum Knuddeln geeignet. Aber so wie fast alle Kinder (und manchmal auch Erwachsene) wollte ich eben das haben, was alle hatten.

Noch heute denke ich mit einem warmen Gefühl der Dankbarkeit an jene Menschen, die im fernen Amerika dieses Care-Paket gepackt hatten, aus dem genau solch eine Puppe zum Vorschein kam. Sogar Schlafaugen hatte sie! Wieder und wieder legte ich sie hin und nahm sie wieder auf und legte sie wieder hin, nur um zu sehen, wie ihre Augenlider sich immer wieder schlossen und öffneten. Ich bestaunte diese wunderschöne Puppe wie ein Wunder. Mein Herz hätte vor Glück zerspringen können!

Gleich nach dem Krieg waren noch die allermeisten Menschen arm. Aber auch später, in den 1950er-Jahren, war meine Familie alles andere als wohlhabend. Bis ich vierzehn Jahre alt war, besaß ich kein Kleidungsstück, das vor mir nicht schon meine beiden Schwestern getragen hatten. Ich lief in abgetragenen Mänteln, Strümpfen und Kleidern herum, die von meiner Mutter ausgebessert, umgearbeitet und geflickt worden waren. Und immer hat sie es verstanden, die alten Stücke zum Beispiel durch einen liebevoll aufgesetzten, hübschen Kragen zu verschönern.

Die Singer-Nähmaschine war der ganze Stolz meiner Mutter. Es war ein prächtiges Gerät, aus schwarzem Gusseisen und mit goldener Schrift darauf. Um sie anzutreiben, musste man stetig ein Pedal treten. An dieser Maschine habe ich selbst nähen gelernt. Sie gab uns die Möglichkeit, unsere Kleidung instand zu halten und zu verschönern, deshalb war sie einer der wichtigsten Gebrauchsgegenstände in unserem ganzen Haushalt. Aber wir mussten aufpassen: War einmal die Nadel abgebrochen, musste tief in die Haushaltskasse gegriffen werden.

Neulich habe ich nach alten Fotos gesucht und dabei bin ich auf ein kleines Haushaltsheftchen gestoßen, das meine Mutter akribisch geführt hatte. Jede Ausgabe war eingetragen, es waren Minibeträge zusammenaddiert. Da wurde mir noch einmal klar, mit welchem kleinem Budget meine Mutter hatte klarkommen müssen.

Obwohl Armut und Sparsamkeit zu meiner Kindheit gehörten, haben wir nie gehungert. Meine Mutter kam aus dem Schwabenland und war eine hervorragende Köchin. Sie hatte die Gabe, aus dem im Garten selbst angebauten Gemüse und ein paar anderen, günstigen Zutaten immer wieder etwas Vernünftiges auf den Tisch zu bringen. Brot haben wir meist selbst gebacken, auch Joghurt wurde selbst zubereitet. Vieles von dem, was aus dem Garten geerntet wurde, weckte meine Mutter auch ein oder kochte Marmelade aus den Früchten.

Und auch wenn wir nicht viel hatten, war es für sie selbstverständlich, immer wieder Menschen an unseren Tisch einzuladen. Das hat mich nachhaltig beeindruckt. Ich denke zum Beispiel an eine alleinstehende Nachbarin, die sehr oft bei uns

zu Besuch war. Wenn dann Essenszeit war, wurde einfach ein zusätzlicher Stuhl für sie geholt. Nie im Leben wäre Mutti auf die Idee gekommen, sie hinauszukomplimentieren, auch wenn es für uns selbst oftmals knapp war.

Ich weiß also, wie es sich anfühlt, wenig zu haben, aber genauso weiß ich auch, dass Teilen zum Leben dazugehört. Als Kind habe ich erlebt, dass man etwas abgeben kann, selbst wenn man wenig hat, und ich habe erfahren, wie glücklich es macht, ganz selbstlos von einem anderen beschenkt zu werden. All das habe ich nicht vergessen, auch später nicht, als ich Erfolg hatte und mir vieles leisten konnte. Dieses Gefühl von damals hat sich mir eingepreßt und mich auf all meinen Lebensstationen begleitet.

Viele Jahre später wurde ich mit 32 Jahren selbst zum ersten Mal Mutter. Für damalige Zeiten war das schon recht spät und es war bei der ärztlichen Untersuchung sogar die Rede von einer „Risikoschwangerschaft“. Nach der Geburt meines ersten Kindes war ich jedenfalls unendlich glücklich, dass alles gut gegangen war und ich ein gesundes Kind in den Armen halten durfte. Aus dieser Dankbarkeit heraus entschloss ich mich, bei der Kindernothilfe eine Patenschaft für ein Kind zu übernehmen.

Die finanzielle Unterstützung der Spender stellt sicher, dass Kinder, die in vielen Ländern der Erde in Armut aufwachsen müssen, genug zu essen haben und eine gute Ausbildung bekommen. Bei allen weiteren Kindern machte ich es dann genauso und übernahm weitere Patenschaften. So konnte ich bis

heute bereits acht Kinder bis zu ihrem Eintritt ins Berufsleben unterstützen. Als Patin bekomme ich über die Jahre immer wieder Post von den Kindern und schreibe ihnen auch zurück, erhalte Fotos und kann so ihre Entwicklung verfolgen.

Lange habe ich überlegt, ob ich Ihnen an dieser Stelle überhaupt davon erzähle. Denn es könnte der Eindruck entstehen, dass ich mich damit profilieren möchte. Aber genau das Gegenteil ist der Fall! Am liebsten würde ich überhaupt nicht erwähnen, wo und wie ich mich im Laufe der Jahre engagiert habe. Denn es geht nicht um mich, sondern um die, die unsere Unterstützung brauchen: Kinder, Arme und Schwache, Alte und Kranke – überall auf der Welt. Sie brauchen unsere Hilfe, unsere Zeit, unsere Liebe. Ich schreibe darüber, damit diese Menschen stärker in unseren Blick kommen.

Es ist überwältigend zu sehen, wie sich gerade in der aktuellen Situation überall in unserem Land Menschen spontan und ungefragt engagieren, um anderen zu helfen, und wie viel positive Energie dadurch freigesetzt wird.

Auch ich hatte immer wieder im Leben das Glück, Menschen an meiner Seite zu haben, die mir beistanden, die an mich glaubten und die mich förderten.

Im Jahr 2001 machte mich ein Teammitglied bei Dreharbeiten auf die Aktion „Hilfe für Anja“ aufmerksam. Das fünf Jahre alte Mädchen war an einer seltenen Blutkrankheit erkrankt und benötigte dringend einen Knochenmarkspender. Es brauchte zu-

nächst öffentliche Aufmerksamkeit für das Projekt, da das Thema an sich wenig bekannt und wichtig war, dass sich möglichst viele Menschen typisieren ließen. Hier wollte ich helfen.

Eine Typisierung kostete damals 100 Mark – eine Menge Geld. Heute wird dabei mit einem Wattestäbchen ein wenig Gewebe aus der Mundschleimhaut entnommen, damals aber waren Probenentnahme und Laborarbeiten noch aufwendig und teuer – und die Kosten wurden von keiner Kasse übernommen. Viele, die bereit waren, sich typisieren zu lassen, schreckten vor den Kosten zurück. Meine Spende machte möglich, dass sich viele Menschen in die Knochenmarkspenderdatei aufnehmen lassen konnten.

Heute hat die DKMS (Deutsche Knochenmarkspenderdatei) rund fünf Millionen registrierter Spender und vermittelt jährlich über 40 000 Knochenmark- oder Stammzellenspenden weltweit.

Auch wenn zu jener Zeit leider kein passender Spender für Anja gefunden wurde – jede weitere Typisierung erhöhte die Chancen eines anderen erkrankten Menschen irgendwo auf der Welt, der auf eine Knochenmarkspende angewiesen war. Anja hat zum Glück überlebt und zehn Jahre später einen Spender gefunden, einen jungen Mann aus Portugal. Bis dahin musste sie allerdings mehrere Krankheitsschübe überstehen.

Ich selbst habe mich natürlich auch typisieren lassen. Noch heute kann jederzeit das Telefon klingeln und die Nachricht kommen, dass ich mit einem Teil meines Knochenmarks einem kranken Menschen helfen könnte. Das würde mich sehr froh machen.

Mitte der 1990er-Jahre kam Eugen Brysch von der Deutschen Hospizstiftung auf mich zu. Damals steckte der Hospizgedanke in Deutschland noch in den Kinderschuhen. Schwerstkranke und Sterbende bekamen oft nicht die ideale Betreuung und Begleitung; über den Sterbeprozess wurde in jener Zeit viel weniger geredet als heute.

Mir war das bereits an so manchem Filmset aufgefallen, wo man wegen eines Drehbuchs auch hin und wieder auf das Thema Sterben und Tod zu sprechen kam. Dann winkten die Leute meist schnell ab: „Nein, bitte jetzt nicht.“ Und wenn ich dann nachhakte: „Aber sterben müssen wir doch alle, darüber kann man doch reden!“, gingen viele Menschen einfach weg. Das Thema machte ihnen Angst; sie wollten nichts davon wissen.

Als ich damals einen Freund fragte: „Sag mal, weißt du, was ein Hospiz ist?“, sagte er: „Ja, das ist doch ein Hotel in der Schweiz.“

Eugen Brysch suchte jedenfalls nach einer Schirmherrin für die Hospizstiftung – heute ist sie in Deutsche Stiftung Patientenschutz umbenannt –, jemanden, der den Hospizgedanken in Deutschland bekannt machen konnte. Ich weiß nicht warum, aber er kam auf mich. Und mich berührte das damalige Motto der Hospizstiftung „Weil Sterben auch Leben ist“.

Zunächst lehnte ich es aus Zeitgründen ab, mich zu engagieren. Das war durchaus kein vorgeschobener Grund: Wenn ich zu etwas „Ja“ sage, dann will ich es auch richtig machen, und ich hatte damals schon meine drei Kinder und meinen Beruf. Doch so leicht gab Eugen Brysch nicht auf und besuchte mich

bei Dreharbeiten für die Serie „Anna Maria – Eine Frau geht ihren Weg“. Hier sprachen wir noch einmal länger miteinander und in mir kamen dabei wieder ganz stark die Erinnerungen an das Sterben meines Vaters hoch. Mir wurde klar: Eugen Brysch hat recht, dass dieses Thema unbedingt viel stärker in die gesellschaftliche Diskussion kommen muss. Ich konnte gar nicht anders, als ihm zuzusagen.

Doch zuvor wollte ich es natürlich genau wissen: Was passiert denn in einem Hospiz, und was sind das für Leute, die für die Stiftung arbeiten? Ich lernte, dass es in einem Hospiz nicht um Heilung oder Lebensverlängerung geht, sondern darum, schwerstkranken und sterbenden Menschen in ihrer noch verbleibenden Zeit die bestmögliche Lebensqualität zu bieten. Durch eine intensive medizinische Begleitung und entsprechende Medikamente werden die Schmerzen in erträglichem Rahmen gehalten. Die Sterbenden sollen im Hospiz zudem die Möglichkeit bekommen, in einer guten Atmosphäre und im Kreis ihrer Liebsten von dieser Erde zu gehen. Außerdem gibt es auch ambulante Hospizdienste. Wenn jemand zu Hause sterben möchte, werden die Angehörigen von den Hospizmitarbeitern unterstützt.

„Weil Sterben auch Leben ist“ – das ist der zentrale Ansatz der Stiftung. Und genau das überzeugte mich, denn ich hatte selbst erfahren, wie unsere Gesellschaft, Freunde, Kollegen das Thema lieber überhaupt nicht ansprechen wollten. Viel zu lange hat die Begleitung Sterbender in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaft ein Schattendasein geführt. Das erste Lehrbuch für Palliativmedizin kam erst 1997 heraus, und vor 2004 konnten

Fachärzte sich nicht als Palliativmediziner spezialisieren. Wer einen todkranken Angehörigen oder Freund in seinem letzten Lebensabschnitt begleiten musste, war praktisch auf sich allein gestellt. Meine Familie hat das am eigenen Leib erfahren müssen.

Als bei meinem Vater Lungenkrebs diagnostiziert wurde, war es für eine Operation längst zu spät. Das sagten uns die Ärzte ganz deutlich, doch fast bis zuletzt hofften wir auf ein Wunder; dass ein Mittel gefunden würde, das ihn heilen könnte. Mein Vater kämpfte jeden Tag um sein Leben. Für ihn waren die Atemnot und das Ringen mit dem Tod sehr qualvoll – und für uns, die wir in dieser Situation nicht mehr tun konnten, als bei ihm zu sein und seinem Leiden zuzuschauen, auch.

Irgendwann sagte mein Vater nur noch: „Ich will heim. Nach Hause.“ Er wollte einfach nicht im Krankenhaus sterben. Wir besprachen seinen Wunsch mit dem behandelnden Arzt. Der aber sagte nur: „Wollen Sie Ihren Vater umbringen?“

Sicher hatte er damit irgendwo recht. Ohne den zusätzlichen Sauerstoff, den er im Krankenhaus bekam, würde mein Vater beim nächsten Anfall von Atemnot vermutlich jämmerlich ersticken. Konnten wir das verantworten? Nach vielen Überlegungen haben wir uns letztlich nicht getraut, ihn mit nach Hause zu nehmen. Wir haben ihm seinen letzten Wunsch nicht erfüllt.

War das richtig so? War es falsch? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass wir keinen Weg sahen, meinen Vater zu Hause, im

Kreis der Familie, sterben zu lassen. Das ist eine Wunde, die mich bis heute schmerzt. Hätte es damals einen ambulanten Hospizdienst gegeben, hätten wir diesen letzten Wunsch meines Vaters erfüllen können.

Diese prägende Erfahrung gab mir die Gewissheit, wie wichtig die Idee der Sterbebegleitung und die Arbeit der Hospizbewegung und damit auch unserer Stiftung sind. Doch meine Berater schlugen die Hände über dem Kopf zusammen: „Mein Gott, Uschi! Du bist fünfzig! Denk an dein Image. Du musst aufpassen, dass dich die Leute nicht mit Alter oder gar Tod in Verbindung bringen, sonst kannst du dir weitere Fernseh- und Theaterrollen gleich abschminken. Jetzt fang bloß nicht an, über Sterben oder Krebs oder so was zu reden!“

Wenn ich auf Widerstand stoße, passiert es oft, dass ich dann erst recht das mache, wovon ich überzeugt bin. Also wurde ich Schirmherrin der Deutschen Hospizstiftung.

Was ich bis heute an Eugen Brysch so schätze, ist seine Hartnäckigkeit. Er lässt sich nicht so leicht abschütteln und hat Immenses geleistet. Bei unseren Stiftungsratssitzungen geht es immer sehr temperamentvoll zu, es wird nichts beschönigt, alle Probleme und Vorhaben kommen auf den Tisch. Ich habe immer das Gefühl, Eugen Brysch fürchtet nichts und niemanden. Er ist ein Kämpfer und auch ein Vorbild für mich. Bei allem verliert er nie seinen Humor, und das ist wichtig. Ich war mit ihm schon mehrere Male in Berlin und wir haben bei Politikern vorgesprochen, und auch da ging es stets zur Sache!

Die Stiftung versteht sich als Patientenvertretung, das heißt, betroffene Menschen oder Angehörige können sich an die Stiftung wenden und bekommen eine kostenlose Beratung. Ob es darum geht, einen Hospizplatz zu finden oder in Erfahrung zu bringen, wo der nächste ambulante Hospizdienst ist, den ich in Anspruch nehmen kann. Viele Fragen müssen geklärt werden: Welche Kosten trägt die Krankenkasse und welche nicht? Wie lange kann ich im Hospiz bleiben? Oder bekomme ich in einem Pflegeheim auch eine Hospizversorgung? Wo gibt es Palliativteams? Für all diese Fragen ist die Stiftung da.

Vor ein paar Jahren hat man sich entschlossen, die „Deutsche Hospizstiftung“ in „Deutsche Stiftung Patientenschutz“ umzubenennen, damit die Aufgabe der Stiftung schon im Titel klar definiert ist.

Auch wenn es immer noch zu wenige Hospize in Deutschland gibt, ist doch viel passiert in den letzten zwanzig Jahren. Der Bundestag verabschiedete 2007 den gesetzlich geregelten Anspruch auf eine ambulante spezialisierte Palliativversorgung. Niemand muss mehr Angst haben, dass er allein und unter großen Schmerzen sterben muss.

Aus dem Bewusstsein heraus, dass jeder Mensch der Gesellschaft gegenüber eine Verantwortung trägt und andere unsere Hilfe brauchen, habe ich mich im Laufe der Jahre für das eine oder andere Projekt ehrenamtlich engagiert oder Geld gespendet.

Als ich dann den schon erwähnten Radiobericht über die hungrigen Kinder in München hörte, hätte ich mich informieren können, ob man Geld für ein sinnvolles Projekt spenden kann. Oder in einem der nächsten Interviews auf das Problem aufmerksam machen, um dem Thema auf diese Weise Öffentlichkeit zu verschaffen und die erschütternde Zahl nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Ich hätte darauf bauen können, dass sich andere schon irgendwie darum kümmern würden. Mein Leben wäre im Großen und Ganzen genauso weitergelaufen wie zuvor.

Doch als ich an diesem wunderschönen Herbsttag nach Hause fuhr, merkte ich plötzlich: „Du bist gemeint.“ Es war wie eine Berufung und ganz sicher kein Zufall, dass ich genau in diesem Moment den Radiobeitrag gehört hatte. Ab diesem Tag hat sich mein Leben radikal verändert.

Damals war mir das noch nicht bewusst, aber im Nachhinein weiß ich, dass von Anfang an eine Stimme in mir sagte: „Genau hier will ich gebraucht werden. Das hier bewegt mich so sehr, dass ich nicht einfach weiterleben kann wie bisher.“

Natürlich gehört mehr zu so einem Gefühl der Berufung, als einfach nur zur richtigen Zeit im Auto zu sitzen und Radio zu hören. Es braucht oft noch ein paar mehr Wege, die sich kreuzen müssen, damit etwas in Bewegung kommt.

Mein Mann Dieter Hermann und ich haben 2005 geheiratet und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht dankbar dafür bin, dass wir zwei uns gefunden haben.

Früher glaubte ich, dass Gegensätze das Leben bereichern. Aber heute genieße ich es, dass Dieter und ich in unserer Weltsicht und unseren Werten komplett übereinstimmen. Wir müssen nicht um jede Kleinigkeit kämpfen und streiten; das empfinde ich als sehr befreiend. Und es hat auch dazu beigetragen, dass wir die Kraft für das hatten, was dann kam.

Als ich damals, an jenem Herbsttag, nach Hause kam, war Dieter schon da. Er sah sofort, wie aufgewühlt ich war und dass mich etwas aus der Bahn geworfen hatte. Sobald ich ihn sah, brach die ganze Geschichte auch schon aus mir heraus. Schließlich schaute ich ihn fragend an: „Was sollen wir tun?“

Zwar wusste ich, dass wir in den grundsätzlichen Lebensfragen hundertprozentig übereinstimmen, dennoch hätte es sein können, dass Dieter das Thema nicht so persönlich berührt hätte wie mich. Oder dass er mir davon abgeraten hätte, mich in dieser Sache zu engagieren. Es hätte auch sein können, dass er mich warnt: „Hör mal, Uschi, du bist jetzt vierundsechzig. Meinst du nicht, dass das ein bisschen viel wird? Lass uns doch einfach das Leben genießen, lass uns reisen, Orte entdecken, an denen wir noch nicht waren ... das Leben genießen.“

Doch er merkte sofort, wie ernst es mir war, wie tief ich von dem Bericht getroffen worden war und dass ich keine Ruhe finden würde, wenn ich nicht handeln und helfen konnte. Mehr noch: Er hatte sofort den gleichen Impuls wie ich, tatsächlich etwas an diesen unerträglichen Zuständen ändern zu wollen: „Wir werden der Sache nachgehen. Gemeinsam bekommen wir raus, was da genau los ist. Und wenn es stimmt, was du gehört hast, dann werden wir etwas tun. Es darf nicht sein, dass Kinder hier in München hungern müssen.“

Der Funke war übergesprungen. Und die Aussicht, gemeinsam mit ihm gegen diese Ungerechtigkeit vorgehen zu können, gab mir einen enormen Kraftschub.

Ohne Dieter wäre alles ganz anders gekommen, das steht fest. Allein hätte ich es nicht geschafft und den Verein brotZeit gäbe es nicht.